

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 23

Artikel: Der Bergführer
Autor: Wismer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER BERGFÜHRER

Ich sah in den Glarner Alpen einen Mann einen mit Koffern und Kisten beladenen, knarrenden Zweiräderkarren einen steilen Weg hinaufstossen. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, um sich den Schweiss von der Stirne zu wischen und den keuchenden Atem zu beschwichtigen. Er sah nicht wie ein Hotelportier aus, eher wie ein Patriarch aus dem Alten Testament: Ein grosser Kopf mit grauweissem Haar, von einem rundgeschnittenen Vollbart eingerahmt, zwei kluge Augen, die unruhige flakerten, ein Stiernacken und breite Schultern auf einem kräftigen Körper; doch in den Beinen schien das Zipperlein zu stecken. Sein Gang war hinkend und gequält. Wenn man ihm begegnete, fühlte man sich unwillkürlich verpflichtet, in die Speichen des Karrens zu greifen und dem ehrwürdigen Alten über eine holprige Stelle hinwegzuhelfen. Man spürte, dass ihm diese Arbeit ungelogen kam, und dass er bessere Tage gesehen hatte. Es war, als ob man einem mächtigen, trotzigem Adler die Schwingen beschnitten hätte, so dass er ungelenkt und komisch über den verachteten Erdboden hüpfen musste.

Ich sah ihn wieder an einem prächtigen Sommerabend auf dem Hauptplatz des Kurortes, inmitten einer vielhundertköpfigen Menge von Erholungssuchenden und Dorfbewohnern, die zusammengeströmt waren, um gemeinsam den Geburtstag der Eidgenossenschaft zu feiern. Er hatte sich mühsam an einem Stock zum Festplatz geschleppt, stand aber stolz und aufrecht vor einem riesigen, weissen Kreuz auf rotem Feld und trug mit ausdrucksvoller Stimme ein selbstverfasstes Gedicht vor, das die wilde Schönheit der Alpenwelt besang. Es war kein gekünsteltes Werk. Es rauschte ungebärdig wie ein schäumender Wildbach daher, es mahnte an knorrige Wettertannen, die trotzig den Gipfel in Blitz und Donner wiegen. Und wie das Werk, so war der Mensch, der diesem Erdreich entsprossen war. In der stillen Gebirgsnacht hörte die Menge aufmerksam auf seine Worte, deren Schall vom Knistern eines nahen Höhenfeuers begleitet

wurde. Lastträger, Hotelportier und Dichter zugleich! Müdes Keuchen bei gebeugtem Rücken und befreiendes Schwingen ins luftige Reich des Geistes! Sklave und König. Ich lernte ihn näher kennen. Früher war er Bergführer gewesen. Jetzt verrichtete er aushilfsweise Portierdienste in einem Berghotel, nahm aber häufig und unerwartet Reissaus und irrte wie ein Nomade von Alp zu Alp, in Ställen oder im Freien schlafend und sich kümmerlich von Käse, Milch und wilden Beeren nährend. Tagsüber blieb er meistens versteckt. Irgendein Wanderer sah ihn nachts wie einen gespenstigen Schatten auf entlegener Alp vorüberrauschen.

Eines Tages beschloss ich, meinen rätselhaften Bekannten in seiner Wohnstätte aufzusuchen. Er sah mich von weitem und hinkte mir, auf einen Stock gestützt, entgegen. Aber er wollte mich keineswegs einlassen, obwohl er mir versprochen hatte, aus seinem Bergführerleben zu erzählen. Er schien sich seiner Armut zu schämen, war verwirrt und aufgereggt. Wir setzten uns erst auf ein Mäuerchen vor dem Kuhstall, dessen rechter Dachgiebel ihm als Wohnung diente. Schliesslich bat er mich, draussen zu warten, und verschwand im Innern, um etwas Ordnung zu schaffen.

Nach geraumer Weile rief er mich in ein enges, abgeschrägtes Kämmerchen hinein. Es bot knapp Platz für ein Bett, ein Tischchen und ein schmales Gängchen, das zu einem niedrigen Fenster führte. Auf dem Tischchen war ein unbeschreibliches Durcheinander: Bürsten, Kamm, Seife, Waschbecken, Messer, Gabel, Emailtasse, beschmiertes Papier, Tinte, Feder, Kragenknöpfchen, Socken und dergleichen Dinge. Kurz, ein beispielloser Junggesellenwirrwarr.

Wir setzten uns auf den Bettrand, und Fridolin las mir erst den Anfang eines epischen Gedichtes, das in vielen hundert Versen die Heldentaten unserer Vorfahren besingen sollte. Es war ein kühnes Unternehmen für einen Mann von über sechzig Jahren. Es war ein Beweis seiner Vaterlandsliebe, die trotz Sorgen und harter Arbeit im kargen Berggelände jugendlich weiterglühte.

Nach kurzer Pause versenkte sich Fridolin in seine eigene Vergangenheit und begann:

«Im Grunde wäre ich gerne Schulmeister geworden. Ja, dieser unerfüllte Wunsch liegt bis zum heutigen Tag wie ein nasskalter Schatten auf meinem Leben. Wie sehnte ich mich danach, in die Fusstapfen meines Grossvaters selig zu treten. Er war um die Mitte des letzten Jahrhunderts der erste patentierte Schulmeister im damals noch einsamen

Bergnestchen Braunwald. Seine Vorgänger, ein scharfer Haudegen, hatte erst in neapolitanischen Kriegsdiensten den Meister gestellt, bevor er mit einem spanischen Rohr unseren Jungen das Abc einbleute.

Wie ganz anders, wie idyllisch und verträumt atmete in der eindrucksvollen Stille der Gebirgswelt mein Grossvater, zu dem ich selbst noch ein Jahr in die Schule ging. Wohnstube und Unterrichtszimmer in dem niedern, sonnverbrannten Häuschen mit den engen Guckfensterchen waren eins. Auf den schiefernen Plattenofen in der Ecke kritzelte der Unterrichtende, mangels einer Tafel, Buchstaben und Zahlen. Ein braungeflecktes Kätzchen schnurrte in seiner Nähe und hüpfte mutwillig über Bänke und Tische. Meine Grossmutter aber sass ihrem Ehegemahl getreulich zur Seite, strickte Strümpfe oder nähte den Aelplern unzerreissbare Hinterteile in die abgenützten Hosen, ohne dabei die Kinderschar aus den Augen zu verlieren. Ja, ihre strengen Blicke pfeilten beängstigend und Respekt gebietend durch den engen Raum, und so ein Tunichtgut irgendwelchen Unfug trieb, versetzte sie ihrem bebrillten Ehemann einen sanften Rippenstoss, damit er gleich zum Rechten sehe. Er war mit zunehmendem Alter äusserst kurzsichtig geworden.

Oefter versagte auch die angerostete Schwarzwälderuhr, deren singendes Ticktack sonst die traute Heimeligkeit erhöhte. Mein Grossvater liess sich deshalb nicht aus der Fassung bringen. Er hatte beobachtet, dass die Sonne im Sommer morgens acht Uhr in den Durnigelbach schien und um elf Uhr senkrecht über dem Scheitstöckli stand. So half ihm der Herrgott selbst, wenigstens bei unbedecktem Himmel, über die Unvollkommenheit des Uhrwerks hinweg, und die Buben lernten nichtsdestoweniger bei dieser Zeitrechnung das kleine und das grosse Einmaleins. Die Mühe meines biedereren Vorfahren war freilich mit sechshundert mageren Fränklein schlecht belohnt. Ein Rinderhirt verdient ja mehr, pflegte er unwillig zu sagen.

Trotzdem hätte auch ich Schulmeister werden mögen. Jedoch mein Vater, der ein kleines Heimwesen bewirtschaftete, hatte einen siebenfachen Kindersegen mit vier elenden Kühlein wettzumachen. Ein Schulmeisterkandidat hätte nach den Primarklassen die Sekundarschule im Tal und hernach im Lande draussen ein Seminar besuchen müssen. Und dazu fehlten uns die Mittel.

*

Sieben Jahre lang half ich meinem Vater bei der Bewirtschaftung seines Gütchens. Zwischenhin ein tagelöhnete ich nah und fern. Befriedigung fand ich dabei nicht. Mein Leben schien mir eintönig, ziellos, ja verpfuscht. Missmut und Niedergeschlagenheit nisteten sich in mein Gemüt ein, das infolge einer vererbten Anlage zu Schwermut, die mütterlicherseits bei verschiedenen Vorfahren aufgetreten war, sich stetig zu verdüstern drohte. Wer weiss, in welche dunklen, seelischen Gründe ich geglitten wäre, wenn nicht ein tragisches Ereignis mein ganzes Wesen erschüttert hätte.

Als ich eines Nachmittags auf entlegener Alp Erde schaufelte, meldete mir ein Bote, mein sechs Jahre älterer Bruder Melchior sei spurlos von zu Hause verschwunden, ich möchte auf der Stelle heimkehren. Ich liess meine Schaufel fallen und stieg, das Herz voll banger Ahnungen, eilenden Schrittes zur Tiefe.

Daheim unbeschreibliche Bestürzung. Die Mutter in Tränen, der Vater wirr durcheinandersprechend und ziellos hin und her laufend. Die Geschwister laut lamentierend. Hundert Fragen, hundert Vermutungen, Zweifel, Hoffnung, Schluchzen, Jammern. Bruder Melchior hatte durch seinen Hang zur Schwermut schon öfters Anlass zur Besorgnis gegeben. In der vorausgehenden Nacht hatte er sich, von Schlaflosigkeit geplagt, auf seinem Lager ruhelos hin und her gewälzt. Am Morgen früh, als noch alle in tiefem Schlaf lagen, war er unbemerkt hinweggeschlichen. Da er sich oft stundenlang in die Einsamkeit zu flüchten pflegte, fiel seine Abwesenheit niemand auf. Erst als er zum Mittagessen nicht erschien, wurden Bedenken laut. Zur Vesperzeit durchstreifte man die nähere Umgebung und schickte Boten nach verschiedenen Richtungen, um zu erfahren, Ob Melchior irgendwob gesehen worden sein. Vergebliche Mühe. Keine Spur war aufzudecken.

Bei hereinbrechender Nacht machte ich mich mit zwei Brüdern erneut auf die Suche. Draussen Ruhe und Frieden. Eine prachtvolle, sternhelle Sommernacht umfing unsere beklemmten Herzen. In ihrem samtweichen Mantel barg sie irgendwo eine irrende, von trüben Gedanken gepeitschte Menschenseele. War sie gewillt, ihr Geheimnis preiszugeben? Dichte Tannenwälder, hohe, schroffe und zerklüftete Felswände, tosende Wasserfälle und brausende Wildbäche: in ihrem Angesicht schrumpften wir zu nichts zusammen. In früher Morgenstunde kehrten wir nach ausdauernden, gefährlichen, doch fruchtlosen Bemühungen heim.

Tagelang suchte ich meinen Bruder, vom Gedanken besessen, ihn noch lebend in einer entlegenen Alphütte aufzufinden.

Ein im September eintretender Wettersturz und verfrühter Schneefall schlugen meine spärlichen Hoffnungen zunichte. Sechzig Zentimeter hoch lag der Schnee bis ins Dorf hinunter. Doch Ende Oktober fuhr der sengende Föhn noch einmal, wie der tröstende Odem Gottes, durch unser Alpental und befreite Matten und Wege von ihrer lastenden Bürde.

Am letzten Tage des Monats kehrte ich von der oberen Brächalp, wohin ich Lebensmittel getragen hatte, nach Braunwald zurück. Wie von ungefähr fiel mir ein, ich könnte zur Abwechslung einen selten begangenen, ziemlich verwegenen Gempfad einschlagen, der durch zerklüftetes Gestein eine steile Felswand hinunterführt. Auf halbem Weg springt ein Felsköpfchen vor, von dem ich abwärts den donnernden Brummbach überblicken konnte bis zu einer etwa zwanzig Meter tiefer liegende Stelle, wo die stäubenden Wasser in einem kaum zugänglichen, mächtigen Felsloch hoch spritzend aufschlagen.

In diesem Hexenkessel entdeckte ich — im Augenblick war ich erstarrt, indes meine Pulse heftig hämmerten — eine menschliche Gestalt, von den Wirbeln auf und nieder geschwenkt. Mein Bruder, unser Melchior!

Wenige Stunden später gelang es, den Leichnam mittels einer langen Leiter zu bergen. Einige Tage darauf fand ich in der Nähe des Felsklötzchens das blaue Hirtenhemd des Unglücklichen, der sich, wie nun zur Gewissheit wurde, in diese Felsschlucht gestürzt hatte, um seinem verdüster-ten Leben ein jähes Ende zu bereiten.

In diesen Tagen beschloss ich, das Steuer meines eigenen Lebens fester in die Hand zu nehmen. Die lebensbejahenden Kräfte meines Leibes und Geistes wehrten und sträubten sich mit elementarer Gewalt.

Ich wollte nicht mehr in trübem Sinnen die köstlichen Lebensstunden verträdeln. Ich sehnte mich nach zähem Ringen, das Muskeln und Nerven in Spannung hielt. Ich durstete nach Strapazen im Hochgebirge, nach verwegenen Klettereien, nach aufreizenden Gefahren. Bergführer wollte ich werden. Dem Entschluss folgte unmittelbar die Tat.

Zwei Jahre verrichtete ich Trägerdienste. Darauf erteilte mir die Sektion Tödi des Schweizerischen Alpenklubs das Bergführerpatent.»

«Ihr habt wohl im Laufe Eures Lebens viele Touren aufgeführt?» fragte ich.

Fridolin öffnete die Tischschublade und zog behutsam drei dicke Bücher hervor. Er hielt sie in seinen Händen wie ein schweres Gewicht, wie die Summe seiner verausgabten Lebenskraft. Er reichte sie mir hin als das kostbarste Gut, das er besass, und sagte:

«Diese drei Führerbücher wurden im Laufe von dreissig Jahren mit Zeugnissen ausgefüllt. Schaut sie Euch an!»

Die Blätter waren teilweise schon vergilbt. Auf allen Seiten sprach man dem Bergführer höchste Anerkennung und herzlichen Dank aus für seine umsichtige Führung und seinen unermüdlichen Opfersinn. Es waren darin Namen von Doktoren aller Fakultäten, von Aerzten, Professoren, Ingenieuren und Theologen. Die Bücher bargen einen Reichtum und eine Pracht von Erlebnissen, die zweifellos noch frisch und lebendig waren bei allen diesen Touristen, die das Schicksal über die ganze Erde zerstreut hatte.

«Wieviel Jahre sind seit Eurer letzten Führung verflossen?»

«Sechs. Ich zähle fünfundsechzig Lenz. Ich bin ergraut, meine Glieder sind ungelenk geworden, und meistens plagt mich auch das Zipperlein. Kurzum, zu was bin ich noch nütze? Die Dämmerung sinkt. Wenn man über ein Vierteljahrhundert im eisigen Hauch der Gletscher, im Brand der majestätischen Grösse der Gebirgswelt, in diesen unbeschreiblichen Regionen zugebracht hat, wo der Mensch mit dem sich weitenden Horizont über sich selbst hinauswächst, zu übermenschlichem Ausmass, gewissermassen Anteil nimmt an der meisterlichen Schöpfung Gottes, so bedrückt es einen, an der Neige des Lebens wieder in die Niederungen zu steigen, das tägliche Brot verdienen, mühsam mit gekrümmtem Rücken Koffer und Lebensmittel in die Hotels zu karren, Holz zu sägen und zu spalten und in der dampfigen Küche Geschirr zu waschen.

Meine einzige Liebe galt den Bergen. Berge atmen Schönheit, Reinheit und Wahrheit.»

Fridolin hatte die letzten Worte mit prophetischer Gebärde ausgesprochen. Sie kamen aus der Tiefe des Herzens. Plötzlich ging aber ein schalkhaftes Lächeln über sein runzliges Gesicht. Was war ihm eingefallen?

«Ich muss zwar reumütig und zerknirscht an meine Brust schlagen und bekennen», fuhr er weiter, «dass mich mein Beruf des öftern zu argen

Lügen verlockte, dass ich aber auch Lügen gestraft wurde.

Jener Berliner Grosskaufmann, der mir angstvoll ans Herz legte: ‚Sagen Sie meiner Frau um’s Himmels willen nicht, dass wir die Südwand des Eggstockes ersteigen wollen‘, kannte wohl aus Erfahrung die abgründige Bosheit seiner besseren Ehehälfte, während ich in ahnungsloser Naivität ihr fingerdicke Lügen aufstrich von kinderleichten Spaziergängen auf plattebenen Alpweiden. Ein Senn, der Milch ins Hotel trug, und uns in halbrecherischer Lage an vorspringenden Felswänden hatte kleben sehen, war der hinterlistige Verräter. An jenem Abend war meine linke Wange leicht angeschwollen.

Übrigens bin ich ja Junggeselle geblieben», meinte Fridolin, auf den Backenzähnen lachend.

Ich nickte ihm verständnisvoll zu. «Ist Euch nie ein Unfall zugestossen?» fragte ich weiter.

«In rund dreissig Jahren mit Erstbesteigungen nur dreimal. Das erste Mal kugelte ich unfreiwillig beim Abstieg vom Tödi in den bläulichen Schimmer einer heimtückisch versteckten Gletscherspalte hinein. In fünf Meter Tiefe blieb ich aber am Seil hängen, während mein Pickel in munteren Sprüngen bis auf den Grund hüpfte. Den vereinten Bemühungen meiner zwei Begleiter gelang es, mich hinaufzubefördern, worauf ich nach kurzer Pause erneut in den gähnenden Schlund stieg und auch meinen Pickel, der ein härteres Rückgrat besitzt, heil ans Tageslicht hob.

Später einmal stürzte ich in eine nicht minder märchenhafte Eisgrotte des Bifertengletschers. Mit Hilfe eines Touristen arbeitete ich mich unendlich mühsam, mit dem Pickel Stufen schlagend, in einer Stunde empor, indes eine mächtige Schneedecke über mir einzufallen drohte.

Im Jahre 1910 endlich verunglückten zwei deutsche Studenten im Claridengebiet. Ich beteiligte mich ebenfalls mit neun andern Führern an den Suchkolonnen. Die mehrtätigen Nachforschungen blieben fruchtlos. Ich war allein auf Skiern vorausgefahren. In der Hüfihütte ruhte ich mich bei fünfzehn Grad Kälte eine Viertelstunde aus. Da erfroren mir zwei Zehen. Zwar spürte ich erst am folgenden Tag heftige Schmerzen. Sechs Wochen lag ich im Kantonsspital. Eines Abends bemerkte der Arzt kühl und sachlich: ‚Die Zehen müssen amputiert werden.‘

Wie ein Blitz traf mich diese Ankündigung. Eine Amputation — ausgeschlossen! Da könnte ich meinen Beruf an den Nagel hängen. Ich war

nicht gewillt, mich dazu herzugeben. Eine Fachgrösse wurde hinzugezogen. Schliesslich heilte mein Fuss ohne chirurgischen Eingriff. Sonst wäre ich auch nicht Ordensträger geworden», fügte Fridolin mit einem forschenden Blick hinzu. Es machte ihm sichtlich Spass, meine Verblüffung festzustellen.

«Ordensträger?» fragte ich.

Fridolin sah mich mit überlegenem Lächeln und heimlichem Stolze an. Dann zog er unter der Matratze seines Bettes eine verschlossene Schatulle hervor. Er drückte auf einen Knopf, und sie sprang auf. Ich erblickte eine feingeprägte Silbermedaille mit blauem Band. Auf der einen Seite strahlte eine Sonne, auf der andern standen die Worte: «Des Vaterlandes Dank!»

«Einmal in meinem Leben», fuhr Fridolin weiter, «wurde ich aus meinem Verlorensein emporgehoben, um hastig am goldenen Becher des Ruhmes nippen zu können. Im Herbst 1920 flogen drei Flugzeuge, die die finnländische Regierung in Oberitalien angekauft, über die Alpen ihrer nordischen Heimat zu. Rätselhaftes Verhängnis! Das erste stürzte in den Zürichsee, das zweite verschwand in der Eiswelt der Alpen, das dritte verunglückte am Ziel in der Nähe von Helsingfors.

Der finnländische Konsul liess Nachforschungen erheben. Verschiedene Zeugenaussagen bekräftigten die Vermutung, das zweite Flugzeug sei im Tödigebiet abgestürzt.

Am 26. September starteten in Glarus zwei Suchkolonnen. Ich wurde der ersten zugeteilt, die ihren Weg über den Muttensee nach Ponteglias nahm, die zweite steuerte demselben Ziel via Grünhorn zu. Trotz dreitägigem Kreuz- und Querstreifen wurden die verschollenen Flieger nicht aufgefunden.

Am 6. Oktober führte ich einen Touristen auf den Tödi und von dort zur Grünhornhütte. Am 9. Oktober traversierten wir den Gliemsgletscher. Der September-Neuschnee war teilweise geschmolzen. Es war vormittags 11 Uhr, als ich plötzlich vor mir auf dem Gletscher, inmitten mächtiger, zerstreuter Eisblöcke, Ueberreste eines abgestürzten Flugzeuges entdeckte. Zweifellos handelte es sich um das finnländische Wasserflugzeug. Gespannt und bewegt traten wir näher, überzeugt, dass die Leichen der Piloten unter den Trümmern begraben seien. Doch konnten wir nur den Schwimmer und einen abgebrochenen Flügel erkennen. Nirgends die Spur eines Menschen. Umsonst suchten wir auch das Umgelände ab. Sofort stiegen

wir zu Tal und meldeten unsere Entdeckung dem Vertreter des finnländischen Konsuls in Glarus.

Am 11. Oktober zog eine Bergungskolonne, bestehend aus vierzehn Mann, einem Polizisten und einem Mechaniker, zum Gliemsgletscher hinauf. Auf der Unglücksstelle wurde der Schnee mit langen Sondierstangen in weitem Umkreis durchsucht. Es schien rätselhaft, dass die übrigen Maschinenteile, insbesondere die Kabine, nirgends zu entdecken waren.

Auf eigene Faust unternahm ich endlich, als schon die Hoffnung, die Verschollenen zu bergen, aufgegeben wurde, eine Klettererei über den zerschrundeten Gletscher hinauf. Meine Mühe war nicht umsonst. An einer Randspalte stiess ich auf die verschneiten, noch fehlenden Teile der Maschine mit der Kabine. Inmitten der verkrümmten Eisenstäbe und Blechteile hingen die beiden Fliegeroffiziere, ein Major und ein Leutnant. In Leichensäcken wurden sie über den Gletscher gezogen und später in der Kirche von Truns aufgebahrt. Nach der Kremation in Zürich brachte man die Asche der Verunglückten den Hinterlassenen in Finnland.

Einige Wochen später sandte mir der Konsul von Finnland die Photographien der abgestürzten Flieger mit folgendem Begleitschreiben:: „Der Präsident der Republik Finnland hat Ihnen in Anerkennung der Verdienste um die Auffindung der verunglückten finnländischen Fliegeroffiziere die Medaille erster Klasse des finnländischen Ordens ‚Die Weisse Rose‘ verliehen.“

Kurz darauf wurde mir eine Prämie von tausend Franken überwiesen.» Bergführer Fridolin hielt die Bilder der Offiziere in der Hand und versenkte sich in ihre jugendlichen Züge: Der einfache, vergessene und oft belächelte Mann war stolz darauf, jenen unbekannten trauernden Witwen im «Land der tausend Seen» diesen letzten Dienst erwiesen zu haben. Ich selbst sah ihn mit anderen Augen an. Er war gewachsen, und jede seiner tiefen Furchen auf hoher Stirne flösste mir Ehrfurcht ein.

Die Abendglocken läuteten im Bergkirchlein.

Draussen lockte ein prächtiger Hochsommerabend. Im dichtbelaubten Ahorn sangen vier verliebte Meisen. Meine Blicke schweiften ins Tal hinunter, wo sich die unregelmässig zerstreuten dunkelblauen Häuschen allmählich im Grau der Nacht auflösten. Die Schatten aber stiegen unaufhaltsam wie eine gewaltige, dunkle Flut über die Fichtenwälder, Täler, Runsen und samtgrünen

Alpwiesen empor zu den nacktstrotzenden Felskuppen.

Ich atmete die Schönheit in mich ein, Zug um Zug. Mein Freund lauschte in die Stille hinaus. In der Ferne ein leises, dumpfes Rauschen, der Brumbachfall, wo Melchior, sein Bruder ...

Plötzlich zuckte Fridolin zusammen. Es schauerte ihn. Es packte ihn ein unsägliches Gruseln, eine beklemmende Angst. Das vererbte Blut?

«Ich spüre es», rief er aus, «morgen früh reisse ich aus. Kopf über Hals. Alles lasse ich liegen. Alles ekelt mich an: Die Koffer der Hotelgäste, das Geschirr in der Küche, die Holzklotze im Speicher, die mürrische Köchin, die langweiligen Fremden, die Menschen überhaupt. Allen Zwang, alle Sitte, alle Rücksichten schüttle ich ab. Ich dürste nach Freiheit und Einsamkeit.»

In der Tat streifte er wochenlang in tiefen Wäldern, auf entlegenen Alpen, in Fels und Schnee umher. Die Dorfleute schüttelten wieder vielsagend die Köpfe über den armen Toren, als sie von dieser alljährlich wiederkehrenden Flucht erfuhren. Ich lachte nicht. Ich verstand. Was scherte ihn das Geschwätz!

Fridolin ist der heisse Föhn, der seine verzehrende Glut in Schnee und Eis, in rauher Einsamkeit und wilder Freiheit kühlen muss.

Nathaniel Hawthorne

DIE PROPHETISCHEN BILDNISSE

«Das ist ein Maler!» rief Walter Ludlow begeistert. «Er übertrifft nicht nur alle anderen Maler an Talent, sondern besitzt auch grosse Kenntnisse auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten.»

«Tatsächlich?» fragte Elinor, welche mit echt weiblichem Interesse der Schilderung eines solchen Mannes gelauscht hatte.

«Man erzählt sich», fuhr Walter etwas geheimnisvoll fort, «dass er nicht nur die Gesichtszüge